

(Nachdruck verboten.)

30]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Auf der anderen Seite lag die Bucht: blank, schwarz; und gerade gegenüber sah sie die Dichter in der Stuga und ein Licht oben im Stall. Der Wind wehte scharf und ging ihr durch den Rücken, zauste an den Haaren und vereiste die Nasenflügel. Halb laufend kam sie aufs Eis hinunter, hinauf auf die schwankende Fläche, hörte das trockene Schilf um ihre Ohren sausen, unter ihren Füßen knacken. Ueber eine eingefrorene Boje fiel sie nieder. Erhob sich wieder und lief weiter, als sei der Tod ihr auf den Fersen. Als sie das andere Ufer erreichte, fuhr sie mitten durchs Eis, das sich infolge des sinkenden Wasserstandes wie Fenster Scheiben auf den Schlamm Boden gelegt hatte und unter ihrer Last klingend und frachend zerbrach. Sie fühlte, wie die Kälte die Beine hinauf stieg. Aber sie wagte nicht zu schreien, damit niemand komme und frage, wo sie gewesen. Gehend, als wolle ihre Brust springen, schleppte sie sich aus der Baise, schlich sie die Höhe hinauf. Als sie ans Haus kam, ging sie unmittelbar aufs Bett zu, legte sich nieder und bat Votte, Feuer im Herd zu machen und Fliedertee aufzusetzen.

Sie ließ sich die Kleider ausziehen, Decke und Schaffelle über sich werfen; ließ den Ofen mit Knüppelholz heizen, starrte aber doch unaufhörlich.

Schließlich ließ sie Gustav rufen, der in der Küche saß.

„Bist Du krank, Mutter?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

„Jetzt bin ichs,“ antwortete die Alte pustend, „und ich komme nie wieder auf. Schließ die Tür und geh an den Sekretär. Der Schlüssel liegt hinter dem Pulverhorn auf dem Fach; Du weißt doch!“

Gustav gehorchte niedergegeschlagen.

„Deffne die Klappe; zieh die dritte Schublade linker Hand aus und nimm den großen Brief . . . Ja, den . . . Leg den ins Feuer.“

Gustav gehorchte, und bald flammte das Papier im Ofen, rollte sich und verkohlte.

„Schließ die Tür, mein Junge, und mach den Sekretär zu! Steck den Schlüssel zu Dir! Setz Dich hierher und hör mich an; denn morgen kann ich nicht mehr sprechen.“

Gustav setzte sich, weinte ein wenig, denn jetzt hörte er, daß es ernst war.

„Wenn ich die Augen zumache, so nimm das Petschaft Deines Vaters, Du hast es selber, und versiegele alle Schlüssellocher, bis die Gerichtsherren kommen.“

„Und Carlsson?“ fragte der Sohn zögernd.

„Der kriegt sein Altenteil; das wird ihm wohl niemand nehmen! Aber nicht mehr; und kannst Du auslösen, so tu es! Gott sei mit Dir, Gustav! Du hättest wohl auf meine Hochzeit kommen können; aber Du hast wohl Deine Gründe gehabt. Und jetzt, wenn ich reife, mußt Du verständig sein. Kein Sarg mit silbernem Schild; Du nimmst solch einen gelben, gebeizten. Will der Pastor einige Worte sprechen, so mag er es; Du kannst ihm dafür Vaters Meerschaumkopf geben und seiner Frau ein halbes Schaf. Und Du, Gustav, schau, daß Du Dich bald verheiratest. Nimm ein Mädchen, das Du liebst und halte Dich zu ihr; aber nimm eine aus Deinem Stand; und hat sie Geld, so schadet es nichts! Aber nimm keine, die unter Dir steht; die fressen Dich nur auf wie Ränse; und gleich und gleich gesellt sich gern. Willst Du mir jetzt etwas vorlesen, so will ich sehen, ob ich einschlafen kann.“

Die Tür öffnete sich, und Carlsson schlüpfte herein, weich, aber zuversichtlich.

„Bist Du krank, Anna, Eva?“ fragte er kurz; dann wollten wir nach dem Doktor schicken.“

„Das ist nicht nötig,“ antwortete die Alte und drehte sich nach der Wand.

Carlsson ahnte den Zusammenhang und wollte wieder gut Freund werden.

„Bist Du böse auf mich, Anna Eva? Ach was, man wird doch nicht um nichts und wieder nichts böse werden! Soll ich Dir aus dem Buch vorlesen?“

„Ist nicht nötig!“ war alles, was die Alte antwortete. Carlsson merkte, daß hier nichts mehr zu machen war; da er unnütze Arbeit nicht liebte, nahm er die Sache, wie sie war, und setzte sich auf das Holzsofa, um zu warten. Da die geschäftliche Lage flach war und die Alte nicht Lust oder nicht Kraft hatte, sich mitzuteilen, so war nichts mehr hinzuzufügen; und was Gustav und ihn betraf, das würden sie später schon miteinander abmachen.

Einen Arzt zu holen, daran dachte niemand, denn die Leute waren es gewohnt, allein zu sterben; auch war jede Verbindung mit dem Festland unterbrochen.

Zwei Tage lang bewachten Gustav und Carlsson die Kammer und einander. Wenn der eine auf einem Stuhl oder dem Sofa einschlummerte, machte auch der andere mit einem Auge ein Schläfchen. Sobald sich aber jemand rührte, fuhr der andere wieder in die Höhe.

Am Morgen vor Weihnachten war Frau Carlsson tot.

Gustav hatte ein Gefühl, als sei die Nabelschnur jetzt erst durchschnitten; als sei er jetzt erst vom Mutterleib frei und ein selbständiger Mann geworden. Nachdem er seiner Mutter die Augen zugeblickt und ihr das Gesangbuch unter das Kinn gelegt hatte, damit der Mund nicht klappte, steckte er in Carlssons Gegenwart ein Licht an, holte Petschaft und Saß und versiegelte den Sekretär.

Die unterdrückten Leidenschaften erwachten; Carlsson trat vor und stellte sich mit dem Rücken gegen den Sekretär.

„Holla, was machst Du da, Junge?“ fragte er.

„Ich bin jetzt kein Junge mehr,“ antwortete Gustav; ich bin jetzt Herr auf Hemso, und Du bist Altsiber.“

„Dazu gehören wohl zwei!“ meinte Carlsson.

Gustav nahm die Flinte von der Wand, zog den Hahn auf, daß das Büchlein zu sehen war; trommelte auf den Kolben und brüllte zum erstenmal in seinem Leben:

„Ginaus! Sonst drücke ich los!“

„Drohst Du?“

„Ja, da keine Zeugen da sind!“ antwortete Gustav, der in letzter Zeit mit Leuten vom Gericht gesprochen zu haben schien.

Das war Bescheid, und den verstand Carlsson.

„Warte Du nur, bis die Teilung stattfindet,“ sagte er und ging in die Küche hinaus.

Der Weihnachtsabend war dieses Jahr düster. Eine Leiche im Haus und keine Möglichkeit, nach Sarg und Leichenkleid zu schicken; denn der Schnee fiel unaufhörlich, daß Strömungen und Meeresflächen weder trugen noch brachen. Ein Boot in die See zu bringen, war unmöglich, denn das Wasser war ein einziger Eisschlamm, der weder rudern noch fahren noch gehen zuließ.

Carlsson und Flod, wie Gustav sich jetzt nennen ließ, gingen umeinander herum; saßen zusammen zu Tisch, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Das Haus war in Unordnung; niemand setzte die Arbeit in Gang; jeder verließ sich auf den anderen; so blieb die meiste Arbeit ungetan.

Der Weihnachtstag begann, grau, neblig; wieder schneite es. Nach der Kirche zu kommen, war ebenso unmöglich, wie irgendwohin zu kommen; darum las Carlsson die Predigt in der Küche. Man wußte, daß man eine Leiche im Hause hatte, und keine Weihnachtsfreude kam auf. Das Essen war nachlässig zubereitet; nicht zur rechten Zeit fertig, und alle waren mißvergnügt. Es lag etwas Dumpfes in der Luft, sowohl draußen, wie drinnen; und da die Leiche der Alten in der Stube stand, weilten alle in der Küche. Es war wie eine Einquartierung. Wenn man nicht aß oder trank, schlief man, einer auf dem Sofa, einer auf dem Bett; zum Kartenspiel zu greifen oder die Handharmonika vorzunehmen, fiel niemandem ein.

Der zweite Weihnachtstag kam und verging, ebenso schwer, ebenso langweilig. Jetzt aber verlor Flod die Geduld. Einsiehend, daß eine Zögerung schlimme Folgen haben könne, da die Leiche sich zu verwandeln begann, nahm er Rundqvist mit in den Arbeitsschuppen. Dort tischlerten die beiden einen Sarg, der dann gelb gestrichen wurde. Was man im Hause aufstreifen konnte, in das wurde die tote gehüllt.

So war der fünfte Tag gekommen,

Da das Wetter keine Zeichen gab, daß es sich bessern werde, und man die Aussicht hatte, vierzehn Tage warten zu müssen, mußte man um jeden Preis versuchen, die Leiche nach der Kirche zu schaffen, um sie in die Erde zu bringen. Man schob also das große Reibboot in die See, und alle Mannsleute rüsteten sich zu einer Eisbootsfahrt mit Schlittenkufen, Eispickeln, Weilen und Striden.

Früh am sechsten Tage begaben sie sich auf die lebensgefährliche Fahrt.

Bald war eine Strömung offen; dann ruderte man. Dann kam man an eine Fläche, die unterm Eis lag; da mußte man das Boot auf die Schlittenkufen schieben; wenn das gelungen war, mußte man sich vorspannen und ziehen. Am schlimmsten war es im Eisschlamm; da platteten die Ruder nur auf und nieder, ohne daß das Boot mehr als einige Zoll weiter kam. Oft mußte man vorausgehen und eine Rinne mit Eispickeln und Weilen aufhauen; aber wehe dem, der sich verhielt und aus der Rinne herauskam, wo eine Strömung die dünne Kruste zerfressen hatte.

Es war Nachmittag geworden, und noch hatten sie sich nicht die Zeit zum Essen und Trinken genommen. Noch war die letzte freie Meeresfläche zurückzulegen. So weit sie sehen konnten, öffnete sich ein einziges großes Schneefeld, hier und dort mit kleinen runden Erhöhungen; das waren eingeschneite Kobben. Die Krähen kamen von draußen angelattert und zogen ins Land hinein, um ihren Nachtzweig zu suchen. Zuweilen bröhlte das Eis, als sei Tauwetter im Anzug, und draußen auf dem offenen Meer brüllten die Seehunde. Die Eisfläche lag östlich nach dem Meer zu offen, aber es war keine Meertafel zu sehen. Verdächtig war aber, daß sie die Eisente „alla“ rufen zu hören glaubten. Da sie vierzehn Tage lang keine Zeitung bekommen hatten, wußten sie nicht, ob die Leuchttürme brannten; aber zwischen Weihnachten und Neujahr brannten sie sicher nicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

6)

fettchen.

Erzählung von Guh de Maupassant.

Deutsch von E. W.

Unter dem Vorwand, sich die Beine zu vertreten, verkaufte Poiseau im Orte Wein an die Wirte. Der Graf und der Fabrikant begannen ein politisches Gespräch über die Zukunft Frankreichs. Der eine glaubte an die Orleans, der andere an einen unbekannten Metter, an einen Helben, der erschießen würde, wenn alles verzweifelte: ein Du Guesclin*), vielleicht eine Jungfrau von Orleans? oder gar ein erster Napoleon? Ach, wenn der Kronprinz nicht so jung wäre! Cornudet hörte ihm zu und lächelte als Mensch, der im Grunde des Schicksals liebt. Seine Pfeife durchduftete die Küche.

Schlag zehn Uhr erschien Herr Follenbie. Man erkundigte sich sofort bei ihm; aber er konnte nur zwei, dreimal ohne Wechselung dieselben Worte wiederholen: „Der Offizier sagte so: Herr Follenbie, Sie verbieten, daß morgen der Wagen der Reisenden angespannt wird. Ich will nicht, daß Sie ohne meinen Befehl abfahren. Haben Sie gehört? Das genügt.“

Da wollten sie den Offizier sprechen. Der Graf schickte ihm seine Visitenkarte, auf die Herr Carré-Lamadon seinen Namen und seine sämtlichen Titel hinzusetzte. Der Preuße antwortete, daß er diese zwei Männer zum Empfang zulassen würde, aber nach dem Mittagessen, also gegen 1 Uhr.

Die Damen kamen wieder herunter, und man aß ein wenig, trotz der Angst. Fettchen sah krank und merkwürdig verstört aus. Sie hatten gerade den Kaffee getrunken, als der Bursche die Herren holte.

Poiseau ging mit den beiden; aber als man versuchte, Cornudet mitzunehmen, um der Aktion mehr Feierlichkeit zu verleihen, erklärte er stolz, daß er darauf bestohe, niemals irgendeine Beziehung mit den Deutschen zu haben; er zog sich zum Herdfeuer zurück und bestellte wieder ein Glas Bier.

Die drei Männer gingen hinauf und wurden in das schönste Zimmer des Gasthofes geführt. Dort empfing sie der Offizier, in einen Lehnstuhl ausgestreckt und die Füße auf dem Kamin. Er rauchte eine lange Porzellanpfeife. Er war in einen schreienden Schlafrock eingehüllt, den er wohl aus der verlassenen Wohnung irgendeines Spießbürgers von schlechtem Geschmack hatte mitgehen heißen. Er stand nicht auf, grüßte sie nicht, sah sie nicht an. Er war ein wunderbares Muster jener Flegelhaftigkeit, wie sie dem siegreichen Soldaten natürlich ist.

Nach einigen Augenblicken entschloß er sich zu sagen:

„Qu'est-ce que vous foulez?“ (Was wollen Sie?)

Der Graf nahm das Wort: „Wir haben den Wunsch, abzureißen.“

„Non.“

„Darf ich mit die Frage erlauben nach der Ursache dieser Weigerung?“

„Parce que je ne veux pas.“ (Weil ich nicht will.)

„Ich möchte Sie ehrerbietig darauf aufmerksam machen, daß Ihr Herr General uns einen Reiseschein bis nach Dieppe ausgestellt hat, und ich kann mir nicht denken, daß wir uns irgend etwas hätten zuschulden kommen lassen, was Ihre harten Maßnahmen begründen könnte.“

„Che ne veux pas... foilà tout... Vous pouvez tescentre.“ (Ich will nicht... basta... Sie können gehen.)

Sie verneigten sich alle drei und zogen sich zurück. Das wurde ein kläglicher Nachmittag. Unbegreiflich, diese deutsche Laune! Die sonderbarsten Einfälle beunruhigten die Köpfe. Alles hielt sich in der Küche auf und stellte sich in endlosen Debatten die unwahrscheinlichsten Dinge vor. Vielleicht sollten sie als Geiseln behalten werden — aber zu welchem Zweck? Oder als Gefangene weggeführt? Oder eher ein beträchtliches Lösegeld zahlen? Bei diesem Gedanken befiel sie eine Panik. Die Reichsten waren am meisten entsetzt; sie sahen sich schon gezwungen, zum Loskauf ihres Lebens volle Geldsäcke in die Hände dieses frechen Soldaten auszuschnüffeln. Sie zermarterten sich das Gehirn, um annehmbare Lügen zu finden, ihren Reichtum zu verheimlichen, als arm zu gelten, ganz arm. Poiseau entfernte seine goldene Uhrkette und steckte sie in die Tasche. Die hereinbrechende Nacht steigerte die Angst. Die Lampe wurde angezündet, und da es noch zwei Stunden bis zum Essen waren, schlug Frau Poiseau eine Partie trente et un vor. Das wäre eine Zerstreuung. So gar Cornudet löschte aus Höflichkeit seine Pfeife aus und beistellte sich.

Der Graf mischte die Karten — gab — und Fettchen hatte gleich einunddreißig. Bald beruhigte das Interesse am Spiel die Furcht, die die Gemüter quälte. Cornudet bemerkte jedoch, daß die Familie Poiseau sich verständigte, um zu mogeln.

Gerade als man zu Tisch gehen wollte, kam Herr Follenbie wieder und sprach mit seiner schleimigen Stimme die Worte: „Der preussische Offizier läßt Fräulein Elisabeth Roussel fragen, ob sie noch nicht anderer Meinung geworden ist.“

Fettchen blieb stehen, ganz blaß; dann wurde sie plötzlich brennrot und bekam einen solchen Wutanfall, daß sie nicht reden konnte. Schließlich platzte sie heraus: „Sagen Sie ihm, diesem Schuft, diesem Schweinehund, diesem Nas von Preußen: niemals will ich! Verstanden, nie — nie — nie!“

Der dicke Wirt ging. Fettchen wurde umringt, ausgefragt, von allen gedrängt, das Geheimnis ihres Besuchs zu enthüllen. Zuerst wollte sie nicht, aber die Wut riß sie fort: „Was er will? ... Was er will? ... Schlafen will er bei mir!“ schrie sie. Der Ausdruck verletzete niemand, so stark war die Entrüstung. Cornudet setzte sein Glas so heftig nieder, daß es zerbrach. Es war ein Schrei der Empörung gegen diesen gemeinen Kriegsknecht, ein Sturm von Jörn, eine Vereinnahmung aller zum Widerstand, als ob von jedem ein Teil des Opfers verlangt wäre, das von ihr gefordert war. Der Graf erklärte voll Eitel, daß diese Leute sich wie die alten Barbaren aufführten. Die Frauen vornehmlich bezeugten Fettchen eine starke und zärtliche Teilnahme. Die frommen Schwestern, die sich nur bei den Mahlzeiten zeigten, hatten den Kopf gesenkt und sagten nichts.

Gleichwohl speiste man, nachdem die erste Wut besänftigt war; aber es wurde wenig gesprochen: man grübelte.

Die Damen gingen früh zur Ruhe; die Männer rauchten und spielten eine Partie Écarté, zu der man auch Herrn Follenbie einlud, um ihn geschickt auszufragen, mit welchen Mitteln der Widerstand des Offiziers überwunden werden könnte. Aber er dachte nur an seine Karten, hörte nichts, antwortete nichts und wiederholte unaufhörlich: „Spielen, meine Herren, spielen.“ Seine Aufmerksamkeit war so gespannt, daß er zu spucken vergaß, was seine Brust bisweilen ergeln ließ. Seine pfeifende Lunge spielte die ganze Asthma-Tonleiter, von den schweren und tiefen Noten bis zu den schrillen Krächztönen junger Hähne, die zu krähen versuchen.

Er weigerte sich sogar, hinaufzugehen, als seine Frau, die vor Müdigkeit umfiel, ihn holen wollte. Dann ging sie allein hinauf, denn sie war ein Frühaufsteher, erhob sich immer mit der Sonne, während ihr Alter ein Nachtrüber war, immer bereit, mit Freunden durchzugehen. Er rief ihr nach: „Stell mir meine Sühnerrn auf den Herd!“ und nahm sein Spiel wieder auf. Als man sich überzeugt hatte, daß aus ihm nichts herauszubringen war, erklärten sie, daß es Zeit zum Weggehen sei, und jeder suchte sein Bett auf.

Am nächsten Tage standen sie noch ziemlich frühzeitig auf, mit einer unbestimmten Hoffnung, mit dem stärkeren Verlangen, fortzukommen, und einem Grauen vor dem Tag, den sie in diesem entsetzlichen kleinen Gasthof zubringen mußten.

Aber ach! die Pferde kamen nicht aus dem Stall und der Aufseher blieb unsichtbar. Aus Langeweile sahen sie sich den Wagen von allen Seiten an.

*) Anmerkung des Uebersetzers: Der connétable Bertrand Du Guesclin ist ein berühmter französischer Feldherr des 14. Jahrhunderts.

Das Mittagessen war recht traurig; es war etwas wie eine Abkühlung gegen Festsitzen eingetreten, denn über Nacht kommt Rat, und die Meinung hatte sich ein wenig geändert. Man nahm es jetzt diesem Frauenzimmer beinahe übel, daß sie nicht heimlich den Preußen aufgesucht hatte, um beim Erwachen den Reifegefahren eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Was wäre einfacher gewesen? Uebrigens, wer hätte davon gewußt? Sie hätte den Schein wahrer, dem Offizier sagen können, daß sie sich ihrer verzweifeltsten Lage erarme. Für sie war das doch so bedeutungslos! Aber niemand wagte es noch, diese Gedanken zu bekennen.

Als man nachmittags sich zum Sterben langweilte, schlug der Graf einen Spaziergang in die Umgebung des Ortes vor. Alles hüllte sich sorgfältig ein und die kleine Gesellschaft ging fort, aufgenommen Cornudet, der lieber am Herd blieb, und die Schwestern, die ihre Zeit in der Küche oder beim Pfarrer verbrachten.

Die Kälte, die von Tag zu Tag zunahm, bis schmerzhaft Nase und Ohren. Die Füße wurden so empfindlich, daß jeder Schritt eine Qual war. Und als das freie Land sich öffnete, erschien es ihnen in seiner weißen Unendlichkeit so grauenvoll traurig, daß alle sofort umkehrten, die Seele erstarrt und das Herz erstarrt.

Die vier Frauen gingen voraus, die drei Männer ein paar Schritte hinter ihnen.

Loiseau verlor den Augenblick, und plötzlich fragte er, ob „das Mensch da“ sie zwingen würde, noch lange in so einem Orte zu bleiben. Der Graf, vornehm wie immer, erklärte, daß man von einer Frau ein so peinliches Opfer nicht fordern dürfe, und daß es ihrer freien Entscheidung entspringen müsse. Herr Carré-Lamadon bemerkte, daß, wenn die Franzosen, wie das Gerücht ging, einen Offensiv-Rückstoß über Dieppe unternehmen sollten, das Gefecht nur in Totes erfolgen könnte. Diese Bemerkung machte die beiden anderen besorgt.

„Wenn wir uns zu Fuß flüchteten,“ meinte Loiseau. Der Graf zuckte die Achseln: „Wo denken Sie hin? Bei dem Schnee? Mit unseren Frauen? Außerdem würden wir sofort verfolgt, in zehn Minuten eingeholt und als Gefangene auf Gnade und Ungnade der Soldaten zurückgebracht werden.“ Das war richtig; sie schwiegen.

Die Damen sprachen über Toiletten, aber eine Art von Zwang trennte sie offenbar.

(Fortsetzung folgt.)

Marschtraining.

Es ist kein Meister vom Himmel gefallen, sondern um etwas zu können, muß man lernen und üben. Dieser so selbstverständlich erscheinende, durch vielfache Erfahrung und Beobachtung als richtig erwiesene Satz wird dennoch häufig außer acht gelassen, man fängt bei irgendeiner Tätigkeit sofort mit den Schwierigkeiten an, ohne sich an leichteren Aufgaben zu üben und zum Uebertwinden der schwereren geschickt zu machen. So geht es oft genug beim Wandern. Viele benutzen einen Sommerurlaub, um größere Wanderungen zu unternehmen, womöglich Vergessteigungen. Gewiß, von allen Sports, die wir kennen, und die jetzt nicht mit Unrecht so sehr gepflegt werden — die hier und da vorkommenden Uebertreibungen sollten freilich besser wegbleiben — von allen Sports ist das Wandern nicht nur der ursprünglichsten und naturgemäße, sondern auch der schönsten und nützlichsten, und jede freie Stunde sollte man ihm widmen. Er führt dem Körper Kräftigung und Erfrischung zu, er läßt uns mit anderen Menschen, als denen unserer gewohnten Umgebung, in Berührung kommen und vermehrt hierdurch unsere Menschenkenntnis und Menschenenerfahrung, er schafft uns hohe seelische Genüsse, indem er uns die erhabenen Schönheiten der ewigen Natur vor das Auge und in die Seele führt. Aber leider wird durch ungeeignetes Wandern gar nicht so selten kein Nutzen erreicht, sondern sogar Schaden angerichtet; denn es will eben alles gelernt sein. Manche halten das darum für unmöglich, weil sie ja doch alle Tage eine gewisse Zeit mit Gehen zubringen, sei es bei Erledigung ihrer Berufsgeschäfte, sei es durch kleinere oder größere Spaziergänge. Können sie nun ohne weiteres an die größten und schwierigsten Marsch- und Steigleistungen herangehen? Die Erfahrung zeigt, daß doch ein großer Unterschied besteht zwischen Spazierengehen und Marschieren. Wer sich zu letzterem richtig trainiert, wird mit erstaunen bemerken, daß er dadurch Leistungen hervorbringt, die er vorher nie für möglich gehalten hätte, und die sich durch das gewöhnliche Spazierengehen in der Tat nicht erreichen lassen. Ein jeder, der Soldat gewesen ist, hat an sich selbst erfahren, wie auch Leute, die sonst an eine sitzende Lebensweise gewöhnt sind, an immer und ganz allmählich gesteigerte Marschleistungen gewöhnt werden, und wie dabei auch die Belastung des marschierenden Fußsoldaten fortwährend gesteigert werden darf, bis zur Ertragung von Lasten, die man, ohne Training, ganz gewiß nicht würde bewältigen können. Wer solche und ähnliche Erfahrungen gemacht hat, wird wohl glauben, daß in ihnen die vielseitige Anstrengung und Beanspruchung des Körpers zum Ausdruck kommt, daß also eine einseitige Übung eines einzelnen Körperteils nicht imstande ist, ganz andere Körperteile zu kräftigen. Und bis zu einem gewissen Grade ist das ja auch richtig: Der Soldat wird durch Anstrengung seiner Armmuskeln gerade diese Muskeln zu einer Stärke entwickeln, die sie nicht erreichen bei Menschen, die

sie nicht so sehr anstrengen, aber man wird auch bemerken, daß die Schmiede nicht bloß kräftige Arme besitzen, sondern auch im übrigen kräftige Leute sind. Selbstverständlich wird nur ein schon von vornherein kräftiger Mensch sich dem Schmiedehandwerk zuwenden, aber wenn dieser von Hause aus starke Mensch einen anderen Beruf ergriffen hätte, so würde er nicht die Kräftigung erfahren haben, die er nunmehr wirklich an sich beobachtet. Ähnlich ist auch beim rationellen Wandern eine Kräftigung nicht nur der unmittelbar in Tätigkeit getretenen Füße und Beine festzustellen, sondern der ganz einseitige Fußgängerhieb genügt, um auch die nicht direkt dabei beteiligten Organe zu kräftigen und zu entwickeln. Dies Urteil beruht nicht etwa auf allgemeinem eigenem Empfinden, das ja sehr trügerisch und dem Irrtum unterworfen ist, sondern auf ganz genauen, sachlichen und ohne Voreingenommenheit unternommenen und mit aller Sicherheit der Wissenschaft durchgeführten wissenschaftlichen Untersuchungen.

Man hat in jüngster Zeit Apparate konstruiert, durch die man die Größe gewisser Arbeitsleistungen, die zu diesem Zwecke ganz systematisch durchgeführt werden, genau bestimmen kann, und die es erlauben, ganz objektiv festzustellen, ob eine Arbeitsleistung noch möglich ist oder ob sie die Grenzen des augenblicklich Durchführbaren schon überschreitet. Mit solchen Apparaten — man nennt sie Ergographen, Arbeitsaufschreiber — hat ein Physiologe in Bern festgestellt, wie oft er ein Gewicht von 7 Kilogramm mit dem rechten Arm aufheben kann, wenn er zwischen jedem Hub und dem nächsten immer eine Pause von zwei Sekunden ließ. Beim ersten Versuch konnte er das Gewicht vierzigmal heben. Nun bestieg er am Tage nach diesem Experiment den in der unmittelbaren Nähe von Bern liegenden 300 Meter hohen Berg Gurten. Als er am darauf folgenden Tage das Heben der Gewichte wieder vornahm, ergab sich als Folge der vorausgegangenen Ermüdung der Füße, daß auch die Kraft der Arme so gesunken war, daß sie die sieben Kilogramm nur halb so oft heben konnten, als vorher, nämlich zwanzigmal — ein deutlicher Beweis dafür, daß die Inanspruchnahme eines einzigen Körperorgans auch den übrigen Körper ermüdet. Diese Ermüdung war aber schon am nächstfolgenden Tage fast vollständig überwunden, denn er konnte das Gewicht beinahe so oft heben wie vorher. Bei der Wiederholung des Versuches am nächsten Tage zeigte sich das interessante Ergebnis, daß, wie vorher die Ermüdung der Füße auf den ganzen Körper gewirkt hatte, nun, nach Uebertwindung dieser Ermüdung, die durch Uebung der Füße verursachte Körperkräftigung sich ebenfalls nicht nur auf dies Organ beschränkte, sondern den ganzen Organismus umfaßte. Der Arm konnte das Gewicht öfter heben als beim ersten Versuch. Nunmehr wurde die Versuchsschleife, systematisch modifiziert, so wiederholt, daß die Marschleistungen immer vergrößert wurden, aber immer die Aufeinanderfolge von Marsch- und Ruhetagen dieselbe blieb. Die Höhe des zu erklimmenden Berges wurde auf 800, dann auf 3000 Meter gesteigert, und der ganze Tagesmarsch, also den Weg vom und zum Berge eingerechnet, stieg auf die recht ansehnliche Länge von vierzehn Kilometern. Aber der Erfolg war auch dementsprechend: Die Last von sieben Kilogrammen, die im Anfang nur vierzigmal hatte gehoben werden können, konnte schließlich achtzigmal bewältigt werden, es war also eine Verdoppelung der Anstrengung in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht worden. Dabei war allerdings dem Körper stets die notwendige Zeit zur Erholung gegönnt worden, und zweitens war die zu leistende Arbeit ganz allmählich gesteigert worden, und dies beides bildet das Wesen eines vernünftigen Trainings, einer richtigen Körperübung. Die Arme waren aber bei dieser Uebung gar nicht beteiligt gewesen; um jeden Verdacht auszuschließen, daß die Arme irgendwie angestrengt oder gelibt würden, hatte man sogar keinen Bergstock mitgenommen, weil bei ihm die Arme sich hätten betätigen müssen.

Aber mit diesen einseitigen Versuchen begnügte man sich nicht, sondern faßte die Sache auch noch von einer ganz anderen Seite her. Zu jeder Arbeitsleistung brauchen wir Kraft, und die Quelle dieser Kraft hat die Maschine, die wir unseren Körper nennen, in der Nahrung; wir brauchen mehr Nahrung, wenn wir arbeiten, als wenn wir uns in Ruhe verhalten. Aber wir brauchen nicht nur feste und flüssige Nahrung, die wir vermittle des Magens dem Organismus zuführen, sondern wir brauchen auch gasförmige Nahrung, den Sauerstoff, den wir durch Einatmung der atmosphärischen Luft in die Lungen und hiernach dem ganzen Körper zuwenden. Bei Verwendung des Sauerstoffs bildet sich aus verbrauchten Körperbestandteilen Kohlenäure, die wir ausatmen. Man ist imstande, die Menge der ausgeatmeten Kohlenäure genau zu messen, und diese Menge bildet einen Maßstab dafür, wieviel Körpersubstanz bei einer bestimmten Arbeit verbraucht, wieviel Kraft dabei aufgewendet ist. Es wurde nun gefunden, daß bei angestrengter Arbeit viermal so viel Kohlenäure verbraucht wurde als im Ruhezustand. Die Arbeit bestand darin, daß man in feldmarschmäßiger Ausrüstung viermal am Tage das Berner Münster bestieg; aber auch hier wurde die Arbeit nicht an allen Tagen vorgenommen, sondern immer mit Ruhepausen. Diese Turmbesteigungen wurden drei Wochen hindurch vorgenommen und am Ende dieser Versuchsperiode wurde bei der Arbeit nur noch dreimal so viel Kohlenäure ausgeatmet als in der Ruhe, also ein Drittel des früher zur gleichen Arbeitsleistung nötigen Sauerstoffverbrauches gespart worden. Dies Ergebnis wird dadurch erreicht sein, daß infolge der Uebung ungewohnte, überflüssige Bewegungen, die vorher vorgekommen

waren, später unterblieben und daß der Körper durch Übung sich gewöhnt hatte, nur die notwendigen Bewegungen zu machen.

In diesem Vermeiden unnützer Arbeiten wird aber nur eine von wahrheitlich mehreren Erklärungen dafür zu suchen sein, daß wir unsere Leistungen allmählich steigern können; ob noch andere Ursachen dabei mitspielen, und eventuell welche, hat sich — die ganzen Arbeiten sind ja noch verhältnismäßig jungen Datums — bisher nicht feststellen lassen. Dagegen hat man festgestellt, inwiefern die mangelnde Erholung den Körper schädigt, also aus dem nützlichen, den Körper kräftigenden Sport einen Schadenbringer macht. Man hat Hunde sehr stark arbeiten lassen, unmittelbar darauf wurden sie getötet und ihr Blut in den Körper gespritzt — die Tiere, an denen man die Einspritzung vorgenommen hatte, starben sämtlich. Diese Erscheinung läßt sich nur so erklären, daß die starke Arbeit im Blute ein gefährliches Gift erzeugt, das, wenn es sich in größeren Mengen im Körper sammelt, zu schweren Vergiftungserscheinungen führt, und, wie die genaueren Untersuchungen ergaben, in besonders hohem Grade das Herz und die Nieren angreift. Wenn aber nach jeder größeren Anstrengung eine Ruhepause eintritt, entsteht auch in der Erzeugung jenes Blutgiftes eine Pause, und diese Unterbrechung wird sogar benutzt, um die vorher entstandenen Giftmassen fortzuschaffen und aus dem Blut herauszuspülen.

Das praktische Resultat dieser wissenschaftlichen Untersuchungen ist also, daß man bei Fußwanderungen die Arbeitsleistungen allmählich steigern und stets die nötige Ruhe lassen soll. Man marschiere an einem Tage bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit, das heißt so lange, daß man, wenn man weiter marschieren wollte, eine unangenehme, störende Anstrengung verspüren würde; nun höre man auf und raste zwei Tage lang, dann wird man, wenn man am vierten Tage wieder bis zur Grenze der Kraft marschiert, bemerken, daß diese Grenze im Vergleich zu der am ersten Tage weit hinausgeschoben ist; man wird also durch die Ruhepause keinen Zeitverlust erleiden, sondern so gekräftigt sein, daß man, wenn man das Gesamtresultat überblickt, schließlich eine größere Strecke durchwandern konnte, als wenn man ohne genügende Pausen marschierte.

Swift und Shaw.)

Der erste Band einer deutschen Swift-Ausgabe, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Felix Paul Grebe, ist erschienen. Sie soll vier Bände „Prosaische Schriften“ umfassen. Damit ist natürlich nicht entfernt das ganze Schaffen Swifts gegeben, aber doch erheblich mehr, als bisher in Deutschland bekannt war. Wichtig bekannt war eigentlich nur der Gulliver und allenfalls noch das Tagebuch für Stella. Die politisch-ökonomischen Schriften geben aber dem Wille dieses Mannes erst den Hauptzug. Die volkswirtschaftliche Sachkenntnis des Dehanten Swift erweckt ebensoviele Achtung wie sein Kampfermut und seine glänzende satirische Darstellungweise. Der vorliegende erste Band enthält eine große Anzahl der Streitschriften Swifts, darunter auch die „Luchthändlerbriefe“, die sich aus einem Protest gegen die Einführung eines minderwertigen Halbpence-Stückes zu einem grundsätzlichen Kampf gegen die Unterdrückung Irlands entwickelten. Die Erläuterungen des Herausgebers machen diese Journalistik von vorgegangenen auch demjenigen Leser verständlich und genießbar, dem der Hintergrund von Swifts Schaffen unbekanntes Land ist. Nach dem Erscheinen der drei anderen Bände, die zum Herbst vorliegen sollen, wird über die ganze Ausgabe mehr und zweifellos recht günstiges zu sagen sein.

Shaw mutet uns an wie ein jüngerer Bruder Swifts. Dieselbe Personalunion von Kämpfer und Künstler, dieselbe Gerechtigkeitseidenenschaft und dieselbe Schärfe des Verstandes und des Witzes. Nur, daß Shaw, während Swift zwar viel, aber nicht vieles gab, sowohl viel, als vieles zu sagen hat. Denn er ist immer Kulturhistoriker, Nationalökonom, Politiker und Ästhetiker zugleich. Wer dabei eine so glänzende Feder schreibt, wird in Deutschland von den sogenannten ernstern Männern ein wenig über die Achsel angesehen: er ist schlechtweg verdächtig. Bürgerrecht haben im literarischen Deutschland nur zwei Klassen: die nüchternen und die begeisterten. Jene nennt man Schriftsteller, diese aber Dichter. Ein Schriftsteller muß Ernst und Würde haben, er darf auch nicht in einem Feuilleton das sagen, was er zu einem Buche auswählen könnte. Sonst ist er eben ein Feuilletonist. Der Bedanterie des deutschen Geschmacks kamen alte Sünder wie Lindau entgegen, deren Gepulder in Briefen aus Berlin und dergleichen in der Zeit die Feuilletons der Provinzpresse kompromittierte. Tritt nun ein Shaw auf, so sieht der Deutsche auch an diesem zuvörderst das, was er paradox nennt. Er ist von Hause gewohnt, hinter einer geschliffenen Form Höflichkeit und Niedrigkeiten zu finden. Daß jemand trotz seinem glänzenden Stil recht haben könne, wird rundweg

geleugnet. Ganz unfassbar aber ist es dem deutschen Literaten, daß ein wichtiger Schriftsteller von der Wahrheit und Gerechtigkeit seines Beginmens durchglüht sein kann. Allenfalls hinterher sieht man es ein: wenn das, wofür der Mann hat kämpfen helfen, sich durchgesetzt hat.

So stellen die im Sammelbande vereinigten Essays lauter gewonnene Schlachten dar. Leider fehlen zumeist die Jahre der Niederschrift und der ersten Veröffentlichung. Was Shaw vor einem und zwei Jahrzehnten schrieb, ist heute selbst in England sachlich größtenteils anerkannt. Ob es sich nun um Sarah Bernhardt und die Duse oder um einheimische Schauspieler, ob es sich um Wilde oder Ibsen, um Wagner oder endlich um Shaw handelt. Um letzteren handelt es sich immer, und eben das ist auch so ein ständiger Punkt des großen Publikums. Der Impressionismus der Kritik scheint ihm von mangelnder Objektivität zu zeugen und obendrein von Unbecheidenheit.

Die Aufsätze über den Sozialismus enthalten natürlich manches, was nur aus den englischen Parteiverhältnissen heraus verständlich ist. Shaw's Sozialismus, wie alle seine -ismen, beruht auf dem Skeptizismus eines Gläubigen, der „über die Illusionen seines eigenen Glaubens sprechen darf“. Auch der Marxist, der etwa vieles in diesem Sozialismus ablehnen würde, müßte den Hut ziehen vor der Ibsenschen Beherztheit, mit der auch Shaw seiner eigenen Seele . . . auf den Leib rückt.

Der Mangel an Pathos und Sentimentalität macht Swift und Shaw zu sehr nüchternen Autoren. Ihr positiver Wert, der klare und gerade Witz trägt vielleicht dazu bei, daß derlei auch in Deutschland etwas mehr als positiver Vorzug anerkannt wird.

R. Franz.

Kleines Feuilleton.

Der Nachweis des Todes. Vor etwa fünfzig Jahren ist in Frankreich von Maussé ein Preis für die Lösung der Frage gestiftet worden, an welchen Zeichen der Eintritt des Todes mit Sicherheit zu erkennen sei. Dieser Preis ist ein herber Ausdruck für die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, die ja sehr häufig in der leibwilligen Anordnung des Herztisches und ähnlichen Verfügungen zutage tritt. Diese Furcht wird leider immer wieder durch schauerliche Nachrichten genährt, die gewöhnlich aus Ländern stammen, die kein geordnetes Totenbestattungswesen besitzen, außerdem aber meist der Einbildungskraft sensationsdurstiger „Entenjäger“ entstammen. Trotzdem dauert die Furcht vor dem Scheintod fort und erfordert eine zweckmäßige Bekämpfung durch die Ärzte. Auch in manchen Fällen, wo langwierige Wiederbelebungsversuche nötig sind, z. B. bei Ertrunkenen oder solchen, die den Tod durch Erhängen suchten, sind untrügliche Kennzeichen des bereits eingetretenen Todes von Wert. Ueber die Mittel der medizinischen Wissenschaft, den eingetretenen Tod mit Sicherheit festzustellen, äußert sich Dr. Eugen Stollis in der „Allgemeinen Wiener medizinischen Zeitung“. Zunächst ist festzuhalten, daß der Tod nicht in einem einzigen Augenblick den Gesamtkörper befällt, sondern daß die verschiedenen Organgruppen je nach der Todesursache eine nach der anderen absterben. Die edelsten Organe, Gehirn, Herz und Lunge, geben den Ausschlag, doch ist der Tod stets eine verwinkelte Erscheinung, zu deren Beurteilung der Blutkreislauf, die Atmung, die Nerventätigkeit sowie die Fäulnis zu berücksichtigen sind. Das Erlöschen der Nerventätigkeit verursacht die Bewegungshemmung und das Aufhören alles Empfindens und Denkens. Doch ist man längst von der Annahme abgekommen, daß die letzten Nervenfunktionen sich in den Gesichtsausdrücken des Toten ausdrücken. Auch wo der Tod unter den aufregendsten Umständen herbeigeführt wurde, legen die Gesichtszüge der Leiche in keiner Weise davon Zeugnis ab, da das Gesicht eines Toten lediglich den Ausdruck zeigt, der durch die natürliche Lage der Teile des Gesichtes hervorgerufen wird. Wohl kann jedoch bei gewissen Todesarten eine bestimmte Körperhaltung oder Stellung der Gliedmaßen eintreten. Das Aufhören der Empfindungsfähigkeit hat zur Anwendung gewisser starker Nervenreize wie das Ansehen von Schröpfköpfen auf die Brust, das Reiben der Fußsohlen geführt. Wichtiger ist das Verhalten der Augen. Im Augenblick des Todes dehnen sich die Pupillen bis zu etwa sieben Millimeter aus, um sich nachher wiederum zusammenzuziehen. Zu bedenken ist, daß Atropin und Esrin auch noch bis etwa eine Viertelstunde nach dem Tode ihre Wirkung auf die Pupillen äußern. Die für den Tod charakteristischen Veränderungen des Auges, nämlich das Zusammenfallen und Erweichen, sowie das Mattwerden der Hornhaut, erfolgen erst sechs Stunden nach dem Tod. Auch das Stillstehen der Atmung und des Herzens sind weit schwerer festzustellen, als man lange Zeit meinte. Noch schwieriger ist die Beobachtung des Erlöschens des Pulses. Man hat auch die Messung der Arterien vorgeschlagen, doch ist auch davon kaum ein brauchbares Ergebnis zu erwarten. Auch die Untersuchung durch Aderlaß ist unsicher, da bei manchen Todesarten das Blut noch stundenlang nach dem Tode flüssig bleibt. Immerhin kann der eingetretene Tod nach Verlauf einiger Stunden für einen geliebten Arzt niemals zweifelhaft sein.

*) Jonathan Swift, „Prosa-Schriften“. 1. Band. Berlin 1909. Desterheld u. Co.

Bernard Shaw, „Essays“. Berlin 1908. S. Fischer. Uebersetzung von Siegfried Trebitsch.